

# «Ich war fasziniert von der Idee des Sozialutopisten Charles Fourier.»

Interview von Carl Fingerhuth, Professor für Architektur und Städtebau an verschiedenen Universitäten, Publizist, ehemaliger Kantonsbaumeister in Basel, mit Walter Ramseier.

**Carl Fingerhuth: Zum Einstieg die Frage, welches die Meilensteine auf deinem Weg als Architekt waren – Wo hast Du angefangen und wo bist Du jetzt?**

**Walter Ramseier:** Ein wesentlicher Schritt nach der Lehre war das Studium am Technikum Winterthur. Und danach die praktische Tätigkeit bei meinem Lehrer, Professor U.J. Baumgartner. Kurz nach dem Diplom bekam ich an der Schule auch einen Lehrauftrag. Mit diesem Rüstzeug bin ich in den Architektenberuf eingestiegen.

**Du hast nicht den akademischen, sondern den praktischen Weg einer Bauzeichnerlehre gewählt, und anschliessend das Technikum absolviert.**

Ja, das war damals und ist heute noch eine Schlüssel-Ausbildung.

**Und wie ging es dann weiter?**

Ich arbeitete längere Zeit im Ausland und habe dort prägende Erfahrungen gesammelt: zuerst bei Clifford Wearden in London, einem guten Architekten, Wohnungsbauer, Städteplaner. Anschliessend arbeitete ich in Dublin bei Stephenson & Gibney. Dieses damals grosse Büro betreute während des wirtschaftlichen Aufschwungs Ende der 1960er-, Anfang der 1970er-Jahre wichtige Bauaufgaben in Irland. Es folgten 1972 ein Amerikaaufenthalt und später Arbeitsaufenthalte in Frankreich. Es gibt noch andere Stationen, die sicher wichtig waren:

z.B. die Gastprofessur an der Washington University in Saint Louis USA, nachdem ich vier Jahre an der ETH Assistent war.

**Und wie kam es zur Selbstständigkeit?**

Irgendwann macht man diesen Schritt. Nach einer 15-jährigen Tätigkeit in der Schweiz und in ausländischen Architekturbüros habe ich im Jahre 1981 mit bescheidenen, kleinen Bauaufgaben meinen eigenen Weg gestartet und natürlich Wettbewerbe gezeichnet.

**Wenn ich Dein Werkverzeichnis anschau, fällt mir die starke Dominanz des Wohnungsbaus auf.**

Ja, das hat sich im Laufe meiner Tätigkeit ergeben.

**Wie kam es zu dieser Fokussierung?**

Während meiner Zeit als Mitarbeiter in den verschiedenen Büros konnte ich mich weniger mit dem Wohnungsbau befassen. Wir entwarfen vor allem Schulhäuser und Dienstleistungsbauten. 1982 habe ich am Wettbewerb für eine Wohnüberbauung auf dem Tramdepot-Areal Tiefenbrunnen in Zürich teilgenommen. Als einer der ersten fünf Preisträger durfte ich an der Überarbeitung teilnehmen. Die Beschäftigung mit diesem Projekt hat mich eigentlich in das Thema Wohnungsbau eingeführt.

Etwas später kam der Studienauftrag für eine neue Überbauung der Wohngenossenschaft «Wogeno» an der Hellmutstrasse. Und als ich diesen für mich entscheiden konnte, wurde die Auseinandersetzung mit dem Wohnungsbau mein zentrales Thema. Aber selbstverständlich wollte ich – im Sinne einer umfassenden Berufstätigkeit – weiterhin auch andere Bauaufgaben bearbeiten.

**Bleiben wir noch beim Wohnungsbau. Das Faszinierende ist ja, dass es die älteste Bauaufgabe und immer noch eine der schwierigsten Bauaufgaben geblieben ist. Immer wieder spiegeln sich im Wohnungsbau neue Bedürfnisse und neue Werte, die in Form und Struktur umgesetzt werden müssen. Du bist jetzt ja seit 30 Jahren Spezialist auf diesem Gebiet. Was ist neu und welche Themen sind geblieben?**

Es gibt wiederkehrende Themen. Doch wenn ein Thema nach einer kürzeren oder längeren Zeitspanne wieder aufgegriffen wird, zeigt es sich in einer anderen Interpretation. Und darin besteht der Wandel. Ich möchte dies so illustrieren: Nach einer vielfältigen Entwicklung von Gebäude- und Grundrisstypologien während der Wohnungsbauentwicklung der 1920er- und 1930er-Jahre – zum Beispiel in Berlin und Frankfurt – kehren die gleichen Grundrisstypen in den 1960er-Jahren mit dem Massenwohnungsbau in der Schweiz wieder zurück. Ich denke da an die Siedlung «Sonnhalde» in Adlikon bei Regens-



**Das Familistère von Godin: die drei Wohngebäude mit ihren Innenhöfen, davor die Werkstätten, Schul- und Theatergebäude.**

dorf, die ja eine Werkbundsiedlung hätte werden sollen. Hier kommen unter dem Druck der Rationalisierung und dem Willen zur Vorfabrikation wieder die klassischen, in den 1920er-Jahren entwickelten Berliner Grundrisse der Gagfah (Gemeinnützige Aktien-Gesellschaft für Angestellten-Heimstätten) zur Anwendung. Allerdings – und dies ist der Wandel – mit grosszügigeren Räumen und grösserem Balkon. Mit dem Mittelgang, der installationsbedingten Nebeneinanderlegung von Badezimmer und Küche und der Zimmer- und Wohnzimmeranordnung in den Raumschichten beidseits des Erschliessungskorridors haben diese Grundrisse eine Allgemeingültigkeit. Die Arbeiterwohnungen in Zürich, welche vor allem in den Kreisen 3, 4 und 5 Ende des 19. Jahrhunderts entstanden sind, weisen übrigens dieselbe Typologie auf.

Selber bin ich dann in den 1980er-Jahren, anlässlich der Bearbeitung des Studienauftrags für das schon erwähnte neue Gebäude für die Genossenschaft Wogeno an der Hellmutstrasse aus der Aufgabenstellung heraus dazu gekommen, den Wohnungsbau stark aus einer gesellschaftlich-sozialen Perspektive zu betrachten. Ich war fasziniert von der Idee des Sozialutopisten Charles Fourier (1772–1837), in Gemeinschaftshäusern – sogenannten Phalanstères – das Leben sozial gerecht und gemeinschaftlich zu organisieren, und von der Umsetzung dieser Vorstellung durch Jean-Baptiste André Godin (1817–1888) in Form des Familistère in Guise, Frankreich. So habe ich für die Wogeno ein Gebäude mit stark kommunikativem Charakter vorgeschlagen. Natürlich konnten keine geschlossenen, aber immerhin offene Höfe, denen sich die Wohnungen zuwenden, realisiert werden. Weiter erlaubt bei diesem Entwurf – und dies war etwas Neues – das Schichtenprinzip Zuteilungsmöglichkeiten der nutzungsneutralen Räume und so eine hohe Variabilität der Wohnungsgrössen.

Kommunikatives Wohnen und Flexibilität der systematisierten Wohnungsgrundrisse waren damals



Ausschnitt der Grundstruktur an der Hellmutstrasse. Die Grundrisse werden durch parallele Schichten gebildet:

- a) Zimmerschicht mit möglichen Zimmerverbindungen an der Fassade
- b) Zirkulationsschicht, wo durch das Einsetzen oder Wegnehmen von Tür- oder Füllelementen die Wohnungsgrößen variiert werden können
- c) Installationsschicht
- d) Erschliessungs- bzw. Wohnküchen- / Wohnzimmerschicht

wichtige Themen, die heute vereinzelt auch wieder bearbeitet werden. Aber Einmaligkeit, das heisst Diversität und Individualität der Wohnungsgrundrisse, ist meines Erachtens wieder stärker in den Vordergrund gerückt.

**Und diese Individualisierung; ist sie ein Produkt der Bedürfnisse der Mieter, ein Anliegen der Bauherrschaft oder ein Spass der Architekten?**

Dies ist eine vielschichtige Frage. Ich kann mir vorstellen, dass jedes Individuum, jede Familie eine Wohnung mit einer einmaligen Einteilung haben möchte, die sonst niemand hat. Gleichzeitig habe ich die Erfahrung gemacht, dass eigentlich niemand weiss, was seine Bedürfnisse wirklich sind. Die meisten Leute, die eine Wohnung beziehen, orientieren sich an den vorhergehenden Wohnsituationen. Was sie dort gut gefunden haben, das möchten sie weiter haben.

Die Bauherrschaften oder die Investoren wiederum meinen genau zu wissen, was die Mieter oder Käufer wollen. Ich kann über deren klare Meinung nur immer wieder staunen. Natürlich gibt es nicht zuletzt auch den Ehrgeiz der Architekten. Ich erinnere mich an den Entwurf eines grösseren Projekts, welcher



Die Höfe mit den Erschliessungszonen und den halbprivaten Aussenräumen, denen sich die Küchen und Essplätze zuwenden, werden von den Wohnräumen eingefasst.

dafür gelobt wurde, dass jede Wohnung eine individuelle Ausprägung habe. Tatsächlich hätten die Architekten besser daran getan, einen guten Wohnungsgrundriss in der richtigen Position zu wiederholen, als durch eine Drehung oder Veränderung eine schlechtere Situation, zum Beispiel bezüglich der Orientierung, herbeizuführen.

**Gehen wir noch an ein anderes Thema heran. Wir haben vor kurzem zusammen mit dem innovativen und strengen Wohnungsbauer Leopold Bachmann projiziert. Seine Devise ist: «Ich kann keine Wohnung vermieten, die nicht einen Wintergarten hat.» Ist das eine Spezialität dieses Bauherrn oder ist das ein neues Bedürfnis?**

Das ist klar ein neues Bedürfnis. Bachmann befriedigt dieses vorbildlich. Er hat zwar noch andere Gründe, diese Wintergärten zu machen, auf die ich später noch zurückkomme. Aber es ist tatsächlich so, dass der Aussenraum im Wohnungsbau schon seit einiger Zeit eine enorme Rolle spielt. Wir gehen heute davon aus, dass dieser Raum – das grüne Zimmer oder das Freiluftzimmer – die Grösse eines Zimmers haben sollte. Doch zurück zu Leopold Bachmanns Wintergärten: Sie liegen bei seinen Überbauungen im Klimaperimeter drin, und er betont, dass dieser Raum auch als zusätzliches Zimmer genutzt werden kann.

**In den 1960er- und 1970er-Jahren hat man den Aussenraum als kollektiven Raum verstanden. Jetzt zeigt sich ein Bedürfnis, möglichst vielen Wohnungen einen privaten Teil dieses Aussenraumes zuzuordnen. Was ist Deine Position bei diesem Anliegen?**

Man hat damals die Freiräume zwischen den Gebäuden in der Regel schon kollektiv verstanden, aber vielfach wurden sie kaum benutzt oder durften nicht benutzt werden, es war eher braches Grün oder Abstandsgrün. Für mich sind heute beide Haltungen möglich: ein parkartig durchfliessender, allgemeiner Aussenraum, vornehmlich bei Hochparterresituationen, oder ein den Erdgeschosswohnungen zugeordneter erweiterter Aussenbereich, sozusagen als Wohnungserweiterung. Wichtig scheint mir, dass neben den privatisierten Flächen noch genügend allgemeiner Aussenraum vorhanden ist. Aber nochmals ganz allgemein gesprochen, für mich ist der zugeordnete Aussenraum das Bindeglied

zwischen öffentlichem und privatem Raum, sei dies nun im Erdgeschoss oder in den übrigen Geschossen.

Der Aussenraum, wie immer er ausgeprägt ist, erfüllt als Verbindungselement auch eine Aufgabe in atmosphärischer Hinsicht. Er ist Aufenthaltsort für die Bewohnerinnen und Bewohner. Und damit entsteht eine Belebung der Umgebung im Erdgeschoss und der Gebäudeoberflächen in den Obergeschossen. Was die Investoren betrifft, so haben diese gemerkt, dass Wohnungen mit attraktiven Aussenräumen besser vermietet werden können. Und dass diese Attraktivität auch ein Anliegen der Mieter ist, sieht man an den Aneignungen, die diese machen, wenn sie das Gefühl haben, ihr Aussenraum sei zu klein.

**Kannst Du Dich erinnern, wann Du zum ersten Mal mit diesem Thema konfrontiert warst?**

Richtig zu faszinieren begann mich das Thema Mitte der 1980er-Jahre. Und zwar durch die Kombination Erschliessungsraum / Aussenraum. Ich habe damals die Erschliessungszonen in Kombination mit den Aussenräumen an den Gebäudeoberflächen als halb-öffentliche Fortsetzung des städtischen Erschliessungssystems und somit als Kommunikationsträger begriffen.

**Die Laubengänge wurden aus ihrer rein funktionalen Rolle erlöst und zu mehr gemacht.**

Es waren die überbreiten Laubengänge, Laubengänge mit Ausweitungen, mit Aufenthaltsqualitäten. Leider wurden diese Lösungsansätze – bei denen sich halbprivate und private Bereiche mischen – von den Investoren und auch von den Genossenschaften dann mehr und mehr abgelehnt. Das letzte Mal haben wir einen solchen Vorschlag beim Wettbewerb Micafil-Areal in Zürich Altstetten gemacht.

**Kannst Du Deine Kreativität in den Spielraum, der Dir von den Investoren gegeben ist, einbringen?**

Zum Teil, ja. Die Investoren haben auch dazugelernt. Sie haben gemerkt, dass sie – wenn sie mit guten Architekten arbeiten – bei den Bewilligungsbehörden besser dastehen und rascher zu Bewilligungen kommen. Bei der Ausführung jedoch wird es dann manchmal doch ziemlich hart und harzig, weil dann das Geld ganz direkt im Vordergrund steht.

### **Welche Kompromisse musst Du machen?**

Da ist sicher die Materialisierung ein Hauptthema. Es scheint für die Investoren kaum mehr etwas anderes als Kompaktfassaden und im Gebäudeinnern Abrieb zu geben. Inhaltlich geht es um Flächenoptimierungen. Mit freistehenden Sanitärkernen zum Beispiel können räumlich sehr schöne Konstellationen generiert werden, aber mit ihnen wird der Verkehrsflächenanteil leicht erhöht. Hier müssen dann in räumlicher Hinsicht Abstriche gemacht werden, um nur ein Beispiel zu nennen.

### **Ich erlebe in letzter Zeit bei Projekten mit sehr grossen Bautiefen einen Konflikt zwischen Bauherren und Architekten. Ist diese neue Typologie ein Trend, der durch die neuen, sehr hohen Dichten entsteht, oder ist dies eine bereichernde Innovation?**

Nicht eine bereichernde Innovation hat in erster Linie zu tiefen Baukörpern geführt. Ein Grundriss in einem schlanken Gebäude hat meist grössere Qualitäten. Aber es ist tatsächlich ein Problem der Dichte. Und dann kommt auch noch der Aspekt der Nachhaltigkeit, des kompakten Volumens dazu. Mit grossen Gebäudetiefen einher geht auch die Frage der Zimmerausrichtungen. Bei tiefen Volumen, vor allem wenn sie von Ost nach West verlaufen bzw. die Grundrisse nord-süd orientiert sind, ist es geradezu unmöglich, für alle Räume einer Wohnung eine gute Orientierung zu erreichen.

### **Ist das nicht auch ein Thema der Nachhaltigkeit, dass die Orientierung wichtig ist?**

Auf alle Fälle. Die Gebäude, wenn man passive Sonnenenergie gewinnen will, müssen ganz präzise ausgerichtet sein. Dies jedoch ist im städtebaulichen Kontext nicht immer möglich.

### **Und wer war bis jetzt Dein bester Bauherr?**

Wir hatten etliche gute Bauherrschaften. Diejenige mit der offensten Haltung (die hat sie meines Erachtens heute noch) war sicher die Genossenschaft Wogeno. Für sie durften wir das Gebäude an der Hellmutstrasse bauen. Es gab auch noch andere gute Bauherren. Für die Eigenheimgenossenschaft Küssnacht konnten wir – auch aufgrund eines Wettbewerbserfolgs – Eigentumswohnungen bauen. Das war eine sehr gute Zusammenarbeit, in einer offenen Atmosphäre. Auch mit dem Kanton, mit der BVK und mit der Migros Pensionskasse MPK kamen wir sehr gut zurecht. Ebenfalls mit der Implemia als Bauherrschaft, mit welcher wir momentan eine grosse Überbauung realisieren, besteht ein sehr gutes Verhältnis.

### **Jetzt höre ich Dich sagen, dass Du eigentlich in erster Linie öffentliche oder halböffentliche Bauherrschaften in den Vordergrund stellst. Gibt es für Dich sehr unterschiedliche Vorgaben, unterschiedliche Arbeitsweisen, eine unterschiedliche Dialogfähigkeit zwischen den Investoren, die als Anleger oder Projektentwickler arbeiten und Genossenschaften, die ja weniger unter diesem raschen Erfolgsdruck für die wirtschaftliche Seite der Projekte stehen?**

Da gibt es zweifellos Unterschiede. Die Genossenschaften und die öffentliche Hand können genau aus diesem Grund innovativer vorgehen. Sie können auch rascher zum Beispiel auf Anliegen wie flächensparendes Bauen reagieren. Oder auch unkonventionellere Lösungsvorschläge akzeptieren. Der private Anleger geht pragmatischer vor. Kürzlich wurde im Seefeldquartier ein Wettbewerb für eine städtische Wohnüberbauung entschieden. Die ob-

siegenden Architekten haben Grundrisstypen vorge schlagen, welche sozusagen ohne reine Verkehrsfläche auskommen. Also Wohnungen, bei denen sämtliche Individualräume direkt vom Gemeinschafts- bereich her erschlossen werden. Kein privater An-leger würde, wenigstens vorläufig, so etwas zu- lassen.

**Alvar Aalto hat in Berlin diesen Typ, glaube ich, lanciert, oder?**

Ja, an der ersten Interbau 1957 (Internationale Bauausstellung). Dieser Grundriss ist meisterhaft gemacht.

**Und wenn Du jetzt versuchst, in die Zukunft zu schauen. Werden in den nächsten zehn Jahren wieder neue Themen kommen?**

Ein wichtiges Thema wird sicher das sparsame Bauen sein. Bei unseren jüngeren Wettbewerbsbeiträgen haben wir uns mit rationellen Grundrissen, sparsamen Erschliessungssystemen, also drei bis vierspännigen Gebäuden befasst. Ich denke, dass wie bereits heute auch in Zukunft die Ausein- dersetzung mit kompakten Bauvolumen von grosser Bedeutung sein wird. Es müssen auf diese Heraus- forderung Antworten mit innovativen Raumsystemen gegeben werden. Als Fortsetzung des Projektes «Mehr als Wohnen» zum Beispiel, bei dem interes- sante Lösungsmöglichkeiten aufgezeigt wurden. Ich selber würde mich sehr gerne noch einmal ver- mehrt mit dem Thema «kommunikatives oder ge- meinschaftliches Wohnen» befassen; aus architek- tonischer und soziologischer Sicht.

**Mich fasziniert die Auseinandersetzung um das The- ma Einfamilienhaus. Müssten wir nicht nach Lö- sungen suchen, die die Sehnsucht nach Vielfalt zwi- schen Individualität und Kollektivem aufnehmen?**

Die Frage nach einer Zwischenlösung zwischen einer individuellen und einer kollektiven Wohnform

ist sehr interessant. Das Einfamilienhaus, der sehn- lichste Wunsch vieler, wirft die bekannten Fragen auf betreffend Landverbrauch, Landschaftsverunstaltung und Nachhaltigkeit. Als Wohnform zwischen dieser Individualität und des eher kollektivierenden Wohnens in Mehrfamilienhäusern kann ich mir für städtische Gebiete immer noch die alte Idee der Immeubles- Villas von Le Corbusier und für ländlichere Gebiete die englische Tradition der Reihenhäuser und der dichten Siedlungs-Clusters vorstellen.

**Hast Du etwas Ähnliches gebaut?**

In Zufikon haben wir eine Siedlung mit Reihenhau- sgruppen von je drei bis vier Wohneinheiten realisie- ren können.

**Ich erlebe in Deutschland ganz starke Impulse zu- gunsten von städtebaulichen Konzepten mit maxi- mal vier Geschossen. In der Schweiz ist heute der Wohnungsbau sehr stark besetzt von sechs- bis achtgeschossigen Überbauungen, wie wir sie in der Agglomeration Zürich in Neuaffoltern oder Leimbach sehen. Wo liegt der Grund für den Entscheid für diese Typologie?**

Ich sehe dies als Bedürfnis zu einer intensiveren Bodennutzung.

**Wir erleben heute, dass sich neue Lebensstruk- turen entwickeln, die nach einer viel offeneren Wohnstruktur verlangen. Gibt es andere Möglic- keiten, mit dieser Situation umzugehen?**

Auch das ein wesentliches Thema. Wir haben ver- sucht, diesem Phänomen mit veränderbaren Woh- nungen Rechnung zu tragen. Mit schaltbaren Zim- mern und dem Angebot von Separatzimmern.

**Hast Du mal überprüfen können, ob so was funk- tioniert?**

Ich möchte nochmals das Beispiel Hellmutstrasse erwähnen. Ich habe beinahe zwanzig Jahre dort gewohnt. Mehrere Male habe ich Wohnungsmieter-

wechsel erlebt, bei denen grössere Wohnungsstrukturierungen stattgefunden haben, also Zimmer umgeteilt wurden. Und es gab einige Fälle, wo durch das Umteilen von Zimmern für alle Betroffenen eine passende Lösung gefunden werden konnte und niemand ausziehen musste. Bei diesem Gebäude sind diese Schaltmöglichkeiten wirklich baulich vorbereitet. Dass zum Beispiel jede Zimmertrennwand eine Wohnungstrennwand ist, das ist die Voraussetzung und natürlich eine Sache der Vorinvestition. Kein Bauherr wollte seither so etwas finanzieren. Dann braucht es aber immer auch noch die Mieter, die das wollen. Sie müssen gewillt sein, miteinander zu sprechen, und aufeinander einzugehen. Dann sagt zum Beispiel jemand: «Ja, o.k., ich brauche eigentlich keine 2,5-Zimmer-Wohnung mehr, ein Zimmer mit Essküche und Bad reicht mir», und lässt sich das Zimmer in der Schaltschicht wegschneiden und gibt es dem Nachbar. Auch das ist wirklich vorgekommen.

**Jetzt noch ein ganz anderes Thema: Die extrem hohen Dichten, die wir gegenwärtig in der Schweiz im Wohnungsbau möglich werden lassen.**

Ich bin nicht gegen hohe Dichten. Eine hohe Dichte verlangt aber gleichsam auf sich selber bezogene, weniger auf die Umgebung ausgerichtete Wohnungen mit speziell hohen räumlichen Qualitäten, allenfalls erzeugt durch teilweise überhohe Räume, sichtgeschützte Loggien, ausgeklügelte Tageslichtführungen usw.

**Heisst das aber nicht auch, dass die Addierung von einzelnen, nicht miteinander abgestimmten Bauprojekten sehr problematisch wird? Das bedeutet doch, dass man sehr viel stärker mit städtebaulichen Konzepten arbeiten müsste?**

Das glaube ich auch – oder da bin ich sogar davon überzeugt. Ein Parzellendenken ist ganz fatal. Vor allem eben bei hohen Ausnützungen. Sogar bei niedrigen Ausnützungen wäre es wünschenswert, dass der öffentliche Raum stärker in einem übergeordneten System zur Urbanität geführt wird.

**Und wieso ist das so schwierig in der Schweiz?**

Das ist unser Grundeigentumsdenken. Jeder denkt für sein Grundstück. Wenn man Leute zusammenbringen will, um grössere Zusammenhänge herzustellen, dann ist das fast nicht machbar.

**Wir haben ja zusammen in Wil ein Projekt bearbeitet, bei dem der Grundeigentümer zuerst ein städtebauliches Konzept erarbeitet haben wollte.**

Dieses Vorgehen war zweifellos beispielhaft: Dass man ein übergeordnetes Konzept erarbeitet und dann erst die Gebäude vertieft bearbeitet. Meine Überzeugung ist ebenfalls die, dass nicht das Einzelgebäude im Vordergrund stehen sollte, sondern dass die städtebauliche Komposition die Qualität der Stadt ergibt.

**Ich meine, wenn ich mich richtig erinnere, gibt es in Deinem Werkverzeichnis noch kein Hochhaus?**

Hochhäuser sind nur in spezifischen Situationen möglich. Ich meine damit an Orten, wo dies der stadträumliche Kontext, also auch die Nachbarschaftsverhältnisse und die Geschichte des Stadtgefüges zulassen. Es gibt in meinem Werkverzeichnis mehrere Hochhäuser, leider wurde keines gebaut. Wir haben zum Beispiel in Adliswil, bei der Zentrumsplanung ein Hochhaus projektiert. Und auch beim Wettbewerb «Letzibach» haben wir ein Hochhaus vorgeschlagen.

**Es gibt wie beim Einfamilienhaus auch beim Hochhaus eine sehr engagierte Diskussion über seine Eignung als Wohnform. Wie ist da Deine Position?**

Ich kann mir das Wohnen im Hochhaus sehr gut vorstellen. Jede Wohnform findet ihre eigene Klientel.

**Es wird ja gesagt, dass die Baukosten für Hochhäuser um einen zweistelligen Prozentsatz höher sind pro Quadratmeter als im konventionellen Wohnungsbau. Und es wird von den sozialen Pro-**



Die Hochhausscheibe stärkt stadträumlich den Rand des Geleisefeldes. Rechts im Hintergrund das 25 Meter hohe Wohn- und Bürogebäude der MPK (Arch. A.D.P. Walter Ramseier Partner).



Auf den grossen Geschossflächen kann ein vielfältiges Angebot von Wohnungen bis zu teilweise über zwei Geschosse organisierte Wohngemeinschaften generiert werden.

### **blemen gesprochen, dass die Mieter sich nicht begegnen. Sind das für Dich relevante Argumente gegen den Typ Hochhaus?**

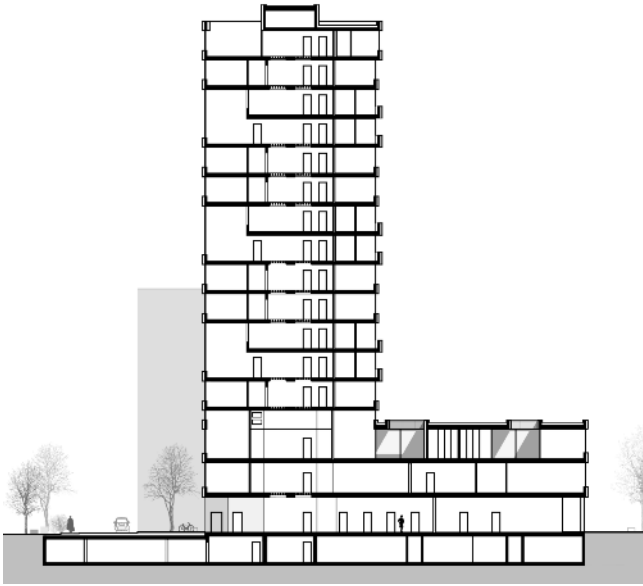
Es gibt Fälle, wo ein Wohnhochhaus richtig ist, obwohl man weiss, dass die Kosten höher sind als bei einem normalen Wohnungsbau. Bezüglich Wohnqualität möchte ich Folgendes sagen: Beim Projekt «Letzibach» haben wir ein Scheibenhochhaus mit einer grossen Geschossfläche vorgeschlagen. Verlangt wurden im Programm neben verschiedenen grossen Wohnungen auch Wohngemeinschaften für Studenten und Alleinstehende. Diese Nutzungen liessen sich vorzüglich über grössere Flächen und teilweise über zwei Geschosse organisieren. Dann

haben wir auch gemeinschaftlich nutzbare Räume vorgeschlagen, um die Kommunikation unter den Bewohnern zu fördern. Es wäre bei diesem Projekt – neben den Geleisen – nichts anderes möglich gewesen als eine Hochhauslösung.

### **Wieso wäre nichts anderes möglich gewesen?**

Es war eine sehr hohe Dichte verlangt, die ohne Hochhauslösung nicht zu erzielen gewesen wäre. Wir haben versucht, das Gebäude sorgfältig in den Kanon der weiteren grossen Bauvolumen einzupassen, welche beidseits des Geleisekörpers entweder schon gebaut oder erst projektiert waren, und stadträumlich den Rand des Geleisefeldes zu stärken. So stellt





Die massvoll grosszügige Vertikalerschliessung des Gebäudes ist in rhythmischen Abständen durch doppelgeschossige Räume natürlich belichtet.

dieses Hochhaus zwischen der Hohlstrasse und den Geleisen der SBB auf der Nordseite – wo keine Nachbarschaft beeinträchtigt war – unseres Erachtens eine gültige Lösung dar.

**Und nun umgekehrt. Man redet jetzt immer wieder davon, man müsse preisgünstigen Wohnungsbau möglich werden lassen. Wo liegen da die Potenziale?**

Ein Potenzial liegt ganz sicher beim Flächenbedarf der Wohnungen. Wenn man die Wohnflächen wieder etwas einzuschränken versucht, so entstehen günstigere Wohnungen.

**Aber ist der Bodenpreis nicht eine direkte Relation der möglichen Nutzung? Wenn die Dichte doppelt so hoch ist, kannst Du doppelt so viel für den Quadratmeter Land zahlen. Das ändert aber am Endpreis für die Wohnung überhaupt nichts.**

Nein, das ändert nichts. Deshalb finde ich die Funktion der Genossenschaften so eminent wichtig. Es sind dies die einzigen Körperschaften, die noch Land anbieten können und damit keinen Gewinn machen wollen.

**Und wenn ich Dich jetzt zum Schluss frage, was würdest Du in den nächsten zehn Jahren gern noch bauen, ausser einem Hochhaus?**

Ich würde unser Aufgabenspektrum gerne nochmals etwas diversifizieren. Wir haben kürzlich in Rüm- lang einen Studienauftrag gewonnen für ein Tages- strukturgebäude mit Horteinheiten, Kinderkrippe, Mittagstisch für die Sekundarschule. Auf diese Aufgabe freuen wir uns. Aber natürlich, das Hoch- haus wäre für uns eine interessante Bauaufgabe.

**Und das Einfamilienhaus, ist das kein Thema?**

Das Einfamilienhaus ist nicht wirklich ein Thema. In einem spannenden Dialog mit einer aufgeschlos- senen Bauherrschaft könnte ich mir dies aber trotz- dem vorstellen.

**Und das Bürogebäude?**

Ein Bürogebäude zu entwerfen und zu realisieren ist spannend. Wir haben in dieser Richtung einiges gebaut. Im takt 9, dem MPK-Gebäude, wo wir auch den Mieterausbau machen durften. Es geht bei dieser Aufgabe darum, eine vielfach nutzbare Grund- struktur zu etablieren, welche den zukünftigen Mie- tern ein hohes Mass an Ausbaumöglichkeiten bietet. Auch im Sidi-Areal in Winterthur haben wir grössere Büroflächen gebaut, und zusammen mit einem sehr kultivierten Ansprechpartner – dem Chef des Jugendsekretariats – auch ausbauen dürfen. Neben der Gebäudeerstellung war dies eine sehr schöne Innenausbauaufgabe.

**Ich wünsche Dir, dass es gelingt, Deine Träume zu verwirklichen.**